

OLAF R. DAHLMANN



DAS
VERHÄNGNIS
DER
LEIHMUTTER

KRIMINALROMAN

Olaf R. Dahlmann

Das Verhängnis der Leihmutter

OLAF R. DAHLMANN

DAS VERHÄNGNIS DER LEIHMUTTER

Über den Autor

Olaf R. Dahlmann ist 1956 geboren. Er war Steueranwalt und Seniorpartner einer Rechtsanwalts- und Steuerberatungskanzlei in Hamburg. Aufgrund seiner fast vierzig Jahre langen Tätigkeit im Steuerstrafrecht zählt Dahlmann zu den erfahrensten Anwälten auf diesem Spezialgebiet. Seit 2015 widmet sich Dahlmann zunehmend dem Schreiben und veröffentlichte 2016 seinen ersten Kriminalroman. 2018 und 2022 folgten zwei weitere Romane, in denen Dahlmann, wie schon in seinem Debütroman, wahre Begebenheiten aus seiner beruflichen Tätigkeit einfließen ließ. Seit 2024 hat er sich aus der aktiven beruflichen Tätigkeit als Rechtsanwalt zurückgezogen.

Olaf R. Dahlmann ist Vater zweier Töchter und begeisterter Großvater. Er lebt mit seiner Ehefrau auf der Nordseeinsel Sylt und in Großhansdorf bei Hamburg.

KRIMINALROMAN

für Carla

*und für alle Kinder, die nicht
auf der Sonnenseite leben*

»Mutterliebe ist eine Leidenschaft, die ihre eigene Gewalt und
Größe hat, ihre Übertreibungen und sogar ihre Sinnlichkeit.«

*Carmen Sylva (1843–1916) Deutsche Schriftstellerin und Lyri-
kerin, durch Heirat Königin Elisabeth von Rumänien*

Erste Auflage © 2026, Olaf R. Dahlmann

Kahawa Verlagsdienstleistungen (Kahawa Medien GmbH)

Lektorat: Marcel Michaelsen

Korrektorat: Kia Kahawa

Buchsatz & Coverdesign: Lena Lietz

www.kahawa.de

Verlag: BoD – Books on Demand GmbH, Überseering 33,
22297 Hamburg, bod@bod.de

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

Dieses Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich ge-
schützt. Ohne Zustimmung des Autors ist die elektronische oder
sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung unzulässig.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b
UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

ISBN: 978-3-69-636745-9

Prolog

*Donnerstag, 15. September, 19:25 Uhr, Bundesautobahn 21,
Höhe Wildtierdurchlass Depenauer Hochmoor*

Der tonnenschwere Bolide schoss auf der schnurgeraden Fahrbahn durch die Dämmerung in Richtung Norden. Trotz der hohen Geschwindigkeit lehnte der Fahrer entspannt in seinem Sitz. Die wenigen Autos auf der rechten Fahrspur flogen an ihm vorbei und schienen auf der Autobahn zu parken.

Mit einem zufriedenen Lächeln blickte er in den Rückspiegel. Die Scheinwerfer der überholten Autos verwandelten sich rasch in kleine Glühwürmchen und vor ihm in weiter Ferne waren Rücklichter zu erkennen, die flugs näherkamen.

Was war es doch für ein erhabenes Gefühl, wenn die unbändige Kraft der 600 PS nur durch eine kleine Bewegung seines Fußes entfesselt wurde. Und in seinem sündhaft teuren Geländewagen war dieser Geschwindigkeitsrausch noch einmal um einiges verführerischer. Angst, dass plötzlich ein Fahrzeug nach links ausscheren oder ein plötzlich Hindernis auftauchen könnte, hatte er nicht. Wenn er ehrlich war, musste er sogar eingestehen, überhaupt noch nie darüber nachgedacht zu haben. Momente wie diese, in denen das Freiheitsgefühl weder durch eine Geschwindigkeitsbegrenzung noch durch hohes Verkehrsaufkommen eingeschränkt war, gab es tatsächlich noch.

Er war auf dem Weg nach Sylt und hatte es eilig. Er musste unbedingt den letzten Shuttle über den Hindenburgdamm erreichen, ansonsten drohte ihm eine zwangsweise Übernachtung irgendwo in Niebüll.

Seit den frühen Siebzigern hatte seine Familie in List eine reetgedeckte Villa mit über dreihundert Quadratmetern

Wohnfläche hoch oben auf einer Düne in Alleinlage mit unbezahlbarem Blick über das Wattenmeer.

Die Familienangehörigen standen regelmäßig Schlange, wenn es um die Verteilung der jährlichen Nutzungsmöglichkeiten ging. Aufenthaltsdauer und Jahreszeit waren traditionell eng gestaffelt nach Abstammungsgrad zum Familienoberhaupt und der Bereitschaft, sich mit Leib und Seele für den Zusammenhalt der Blutsverwandtschaft aufzuopfern. Das zugehörige Bewirtschaftungspersonal in Gestalt eines polnischen Ehepaares wohnte ein paar Straßen weiter in einem alten Kapitänshäuschen, welches ebenfalls der Familie gehörte.

Sein zurückliegender Tag war nervenaufreibend gewesen. Wie eigentlich jeder Tag, seitdem er die Leitung des Familienunternehmens übernommen hatte.

Gerade dachte er an den Augenblick, an dem er das erste Mal als frisch ernannter Geschäftsführer frühmorgens mit breiter Brust durch die helle Eingangshalle geschritten war. Trotz der freundlichen Grüße und der angedeuteten Verbeugungen waren ihm die Zweifel in den Blicken des Empfangs- und Sicherheitspersonals nicht verborgen geblieben.

Er hatte gespürt, was sie alle dachten.

Wie konnten sie ausgerechnet ihm die Geschäftsführung übertragen? Er würde es niemals schaffen, die Fußstapfen des Seniorchefs auszufüllen. In wenigen Monaten hätte er die Bude an die Wand gefahren und sie konnten sich hier alle einen neuen Job suchen.

Dieser Augenblick war jetzt zwei Jahre her.

Und sie hatten sich geirrt.

Alle.

Zugegeben, er hatte etwas Glück gehabt mit der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung in den letzten Jahren. Aber wer schaffte in der heutigen Zeit noch wirklich Großes, ohne dass der Zufall seine Finger im Spiel hatte oder sich die Leichen im Keller bis zur Decke stapelten?

Die Immobilienbranche in den Metropolen dieses Landes driftete auseinander wie eine überdimensionale Hecken-schere. Günstiger Wohnraum wurde immer knapper und zum Bauen brauchte man Arbeiter und erschwingliches Material. Beides war Mangelware, ohne dass von der Politik erkennbar etwas dagegen unternommen wurde. Die Mieten gingen vielerorts durch die Decke, was zur Folge hatte, dass die Immobilienwerte ihre Firmenbilanzen gerade ordentlich aufblähten. Er hatte schnell gehandelt und eine ihrer Tochterfirmen für einen exorbitanten Preis verkaufen können. Momentan gab es für ihn nur eine Richtung.

Nach oben.

Auch privat hatte sich für ihn seit einem Jahr alles zum Guten gewendet. Sie hatten Nachwuchs in Form eines strammen Jungen bekommen.

Endlich.

Jetzt schlief der kleine Jan brav auf der Rückbank in seinem Kindersitz. Seinen Stoffhasen hatte er im Arm und der Schnuller arbeitete fleißig.

Er erreichte eine Baustelle mit gleichzeitiger Fahrbahnverengung und musste den Fuß vom Gas nehmen. Er erwartete nicht, dass zu dieser Tageszeit noch gearbeitet wurde. Die akkurate Anordnung der schweren Baustellenfahrzeuge an der Mittelleitplanke ließ darauf schließen, dass für diese Baustelle das Wochenende bereits begonnen hatte.

Nach drei Kilometern war die Behinderung vorbei und er hatte wieder freie Fahrt. Rechts fuhren vereinzelt ein paar Autos, aber die linke Fahrspur war frei. Er beschleunigte den Wagen und lehnte sich zurück.

Das Navi sagte ihm, dass er es so gerade schaffen würde, rechtzeitig am Shuttle einzutreffen, wenn nichts Unvorhergesehenes passierte.

Die Geschwindigkeitsanzeige überschritt jetzt die 225.

Rechts war in der Dämmerung schemenhaft das Depe-nauer Hochmoor zu erahnen. In etwa drei Kilometern war

es mit der freien Fahrt vorbei, denn bei der übernächsten Abfahrt musste er von der Autobahn runter und ein Stück über Land fahren bis zur A7.

Die Strecke vor ihm war jetzt komplett frei und er zog noch ein wenig an.

Dann drückte er die Freisprechtaste für den Handyan-schluss seiner Frau. Die Familie war sicher schon vollzählig auf der Insel versammelt und wartete nur noch auf ihn. Er hatte buchstäblich vor Augen, wie sie alle mit einem Aperitif in der Hand vor dem riesigen Panoramafenster standen und auf das glänzende Wattenmeer blickten, während hinter ihnen ein Kaminfeuer loderte. Er wollte ankündigen, dass er es wie geplant bis 22 Uhr schaffen würde, auf der Insel zu sein.

Locker, so wie es im Moment aussah.

Nach nur einem Sekundenbruchteil blickte er vom Display wieder hoch.

Die bernsteingelben Augen des prächtigen Damhirsches mitten auf der Fahrbahn glänzten hell im grellen Scheinwerferlicht. Für einen kurzen Moment konnte er sogar das weißgepunktete Fell wahrnehmen. Als das Geweih mit einem höllischen Knall durch die Windschutzscheibe stieß, riss er den Wagen instinktiv nach rechts. Dann merkte er, dass das Fahrzeug mit ihm von der Fahrbahn abgehoben war.

Er dachte an den Rock 'n' Roller Coaster im Disneyland Paris im letzten Sommer und schloss die Augen.

Nach dem ersten Überschlag auf dem benachbarten Feld wurde es dunkel um ihn.

Das Haus am Ende der Sackgasse machte einen heruntergekommenen Eindruck. Das dunkle Pfannendach hatte an der dicken Moosschicht schwer zu tragen, und schon von der Straße waren viele Risse in der roten Backsteinfassade zu erkennen. Die Dachrinne an der Hausecke neben der Eingangstür war lose und baumelte bei jedem Windstoß gefährlich gegen das Fallrohr.

Die Immobilie gehörte Sebastian von Seilenstein, dem letzten Spross eines unbedeutenden, norddeutschen Adelsgeschlechts.

Rechtsanwältin Katharina Tenzer stand an der Gartenpforte und schaute ungläubig auf das windschiefe Nummernschild neben dem angerosteten Türgriff.

Sie fragte sich, ob der Mann wirklich so wohlhabend war, wie sie nach dem Telefonat mit ihm vermutete. Wenn ja, schien er an der Werterhaltung seines Eigentums nur wenig Interesse zu haben.

Aber es gab schließlich genug Leute, die schwer reich waren, aber immer peinlich darauf achteten, dass niemand es merkte. Und natürlich ging es sie gar nichts an, was andere Leute mit ihrem Geld machten oder auch nicht. Sie war schließlich hier, weil sie gebeten wurde, einen neuen Fall zu übernehmen.

Sie schwang das Gartentor auf und ging über die verwiterten Pflastersteine bis vor die Haustür. Gras und Unkraut ragten kniehoch über den Weg. Neben der Tür lehnte ein rotes Damenfahrrad an der Hauswand. Sie klingelte zweimal und lauschte, ob im Inneren des Hauses eine Reaktion zu vernehmen war. Nach den Informationen, die sie erhalten hatte, war der 83-jährige Hausherr alleinstehend und pflegebedürftig. Sie hatte den Termin erst heute Vormittag am Telefon mit Sebastian von Seilenstein abgesprochen und er hatte die Sache ziemlich dringend gemacht. Seine

schwere Krankheit würde keinen Aufschub mehr dulden, waren seine Worte gewesen. Also hatte sie kurzerhand einen Besprechungstermin verschoben und sich am frühen Nachmittag auf den Weg nach Hamburg-Bergstedt gemacht.

Die Tür ging auf und Katharina stand einer schlanken jungen Frau in einem hellblauen Overall gegenüber.

Darunter trug sie ein blütenweißes Hemd mit Abzeichen eines ambulanten Pflegedienstes auf den Ärmeln. Katharina stellte sich vor und die Frau trat mit einem kurzen Nicken zur Seite. Die Anwältin trat in den Flur. Er war dunkel, obwohl draußen die Sonne schien.

»Herr von Seilenstein kommt sofort. Er hat Sie bereits erwartet. Ich lasse Sie beide erst einmal allein und komme am frühen Abend wieder«, sagte die junge Frau und nahm ihre Jeansjacke von der Garderobe.

Der osteuropäische Akzent war nicht zu überhören. Sie hatte ein ebenmäßiges Gesicht und große, dunkle Augen. Katharina schätzte sie auf Anfang zwanzig. Die kräftigen schwarzen Haare waren hinter dem Kopf mit einem Haarband zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Haarband und Fingernägel leuchteten in grellem Grün. Vor fünfzehn Jahren hätte ich die Farbe vielleicht noch schick gefunden, dachte Katharina und verabschiedete die Pflegekraft mit einem freundlichen Lächeln.

In diesem Moment kam ein Mann in einem elektrischen Rollstuhl in den Flur gefahren. Er hatte eine Decke über den Beinen und trug eine große Sonnenbrille, die fast das halbe Gesicht verdeckte. Sebastian von Seilenstein wirkte hager, fast ein wenig abgemagert. Er hielt vor Katharina an und nahm die Brille ab. Seine Augen waren wässrig und die Pupillen tanzten zuckend hin und her, als könnten sie sich nicht für eine Blickrichtung entscheiden. Sein Gesicht war lang und ausgemergelt. Ein dünner, weißer Haarkranz erinnerte an früher. Die Kopfhaut wies an einer Stelle einen handtellergroßen, dunkelroten Hautfleck auf, der verdächtig nach Leukämie aussah.

»Frau Tenzer, ich begrüße Sie. Ich bin Sebastian von Seilenstein. Schön, dass es mit dem Termin so schnell geklappt hat«, sagte er mit klarer, aber durchdringender Stimme und streckte Katharina seine Hand entgegen.

»Warum sollte es denn nicht klappen, Herr von Seilenstein?«, erwiderte sie freundlich und ergriff seine Hand. Sie war knochig, aber fühlte sich trotzdem angenehm warm und trocken an.

Gar nicht wie der bevorstehende Tod.

Die Worte, mit denen er am Telefon die Dringlichkeit dieses Termins unterstrichen hatte, ließen auf ein baldiges Ableben schließen. Sein Krebs würde ihm nicht mehr viel Zeit lassen, den Auftrag, den er ihr übertragen wollte, bis zum Ende begleiten zu können, hatte er mit fester Stimme zum Ausdruck gebracht. Sein sehnlichster Wunsch sei es, noch zu erleben, dass Katharina am Ende Erfolg haben würde.

Der alte Mann setzte seine Brille wieder auf und rollte in das angrenzende Wohnzimmer. Er hielt vor dem großen Esstisch, auf dem ein Tablett mit Gläsern, Tassen, einer Sprudelflasche und einer Kaffeekanne stand. In einer römischen Glasschale lagen außerdem Kekse und Pralinen. Die Rollläden vor den Fenstern waren zur Hälfte heruntergelassen und sorgten trotz des sonnigen Wetters für gedämpftes Licht.

»Bitte bedienen Sie sich. Daria hat hoffentlich nichts vergessen«, sagte er und machte dabei mit beiden Armen eine einladende Geste in Richtung des gedeckten Tisches.

Katharina lehnte dankend ab.

»Sie müssen das Dämmerlicht entschuldigen, Frau Tenzer, aber meine Augen sind sehr lichtempfindlich, deswegen lebe ich Tag und Nacht im Halbdunkel.«

Katharina nickte und setzte sich neben ihn an den Esstisch. Sie fragte sich, ob der alte Mann überhaupt noch lesen oder fernsehen konnte.

»Aber Sie sind nicht hergekommen, um meine Krankengeschichte zu hören«, fuhr er fort und rollte dabei an den

Wohnzimmerschrank. »Sie sollen für mich einen ganz speziellen Auftrag übernehmen.«

Katharina erinnerte sich, dass er am Telefon am Ende noch davon gesprochen hatte, dass ein Geschäftspartner von ihm sie als Anwältin ausdrücklich empfohlen hatte. Auf die Frage, wer das denn gewesen sei, hatte er nur einsilbig geantwortet: »Warten Sie es ab, Sie erfahren es schon noch.«

Sie durfte auf keinen Fall vergessen, ihn daran zu erinnern, bevor sie ging.

Der Alte kramte umständlich in einer Schublade und zog einen dünnen Umschlag hervor. Er rollte wieder zu Katharina an den Esstisch und holte ein paar Papierbilder sowie Geburts- und Sterbeurkunden aus dem zerknitterten Kuvert.

»Ich habe hier die Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunde von Henriette Willberg, geborene Liebenau«, sagte er mit unsicherer Stimme und legte die Urkunden wie Patiencekarten auf den Tisch.

»Wenn Sie zum Lesen mehr Licht benötigen, auf dem Tablett liegt eine kleine Taschenlampe.«

Dann legte er die Papierbilder sorgfältig neben die Urkunden.

»So hat sie vor fünfzig Jahren ausgesehen«, sagte er und tippte auf eines der Bilder.

Katharina schaute zuerst auf die Urkunden. Die dünne Schrift war schwer zu entziffern und sie nahm die kleine, schwarze Taschenlampe vom Tablett, die nicht viel größer als ein Marker war, aber einen hellen, zentrierten Lichtstrahl produzierte.

Dem ersten Dokument war zu entnehmen, dass am 15. August 1938 in Frankfurt am Main um 4:15 Uhr eine Henriette Klara Otilie Liebenau geboren worden war. Aus den weiteren Urkunden ergab sich, dass sie am 12. September 1960 in Hamburg-Altona den zehn Jahre älteren Reeder Johann Heinrich Willberg geheiratet hatte und als

Witwe vor einem Monat im Alter von 86 Jahren ebenfalls in Hamburg gestorben war.

Dann schaute sich Katharina die Bilder an. Auf dem einen war eine dunkelhaarige Frau in mittleren Jahren zu erkennen, die an einem Weihnachtsfest in größerer Runde auf einem Sofa saß und dem Fotografen zugprostete. Etwas abseits, rechts neben dem prächtigen Weihnachtsbaum lehnte sich ein Mann an ein großes Bücherregal. Er trug einen dunklen Anzug und hatte ein Glas Sekt in der Hand. Er schaute in die Richtung, in der das Sofa stand. Es war Sebastian von Seilenstein.

Katharina legte Papiere und Bilder wieder auf den Tisch und knipste die Lampe aus. Sie schaute dem alten Mann ins Gesicht und nickte dabei freundlich.

»Henriette war meine älteste Freundin. Ich kannte sie seit dem Kriegswinter 44/45. Als ich sie das erste Mal traf, war ich gerade drei Jahre alt. Meine Mutter hat mir später erzählt, dass Henriette damals sechs Jahre alt gewesen war. Sie und ihre Mutter waren gerade aus Frankfurt nach Hamburg gezogen und bewohnten ein Stockwerk unter uns in der Altstadt Straße.«

Er legte die Fingerkuppen aneinander und blickte an die Decke.

»Es war in der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1945. Ein Bombenhagel wurde über Hamburg abgeworfen und wir mussten ganz schnell in den Luftschutzkeller. Mein Vater blieb zunächst ganz aufgeregt zurück und schickte uns vor, weil er unbedingt noch aus seinem Sekretär wichtige Dokumente für eine Patentanmeldung zusammensuchen wollte. Am nächsten Morgen wollte er diese mit der ersten Post zum Reichspatentamt schicken. Als meine Mutter und ich im Keller ankamen, waren Henriette und ihre Familie schon dort und hatten sich auf einer der Matratzen niedergelassen. Meine Mutter wollte nach meinem Vater schauen, hatte aber Angst, mich alleine zu lassen. Henriette und ihre

Mutter versprochen, auf mich aufzupassen und nahmen mich sogleich in ihre Mitte.

Ich muss wohl als kleiner Junge mütterliche Gefühle in dem Mädchen geweckt haben, denn seit dieser Nacht hatte ich eine ältere Schwester, die ständig um mein Wohl besorgt war und mir nicht von der Seite wich.«

Sebastian von Seilenstein holte tief Luft und rieb sich unter den dunklen Brillengläsern die Augen. Katharina merkte, wie die Schilderungen von damals den alten Mann innerlich aufwühlten.

Sie wollte gerade fragen, was aus dem Vater geworden war, da fuhr er fort.

»Nach einer Weile kam meine Mutter völlig aufgelöst wieder zurück in den Keller. Durch einen Bombeneinschlag im Nachbarhaus war unser gesamtes Treppenhaus eingestürzt und hatte meinen Vater unter sich begraben.«

Er machte eine Pause und trank einen Schluck Mineralwasser.

»Sie stand weinend vor uns und hatte Vaters staubige Aktentasche in der Hand, in der sich die Dokumente für die Patentanmeldung befanden, derentwegen er sein Leben gelassen hatte.«

Der alte Mann seufzte und lehnte sich in seinem Rollstuhl zurück.

»Was ist denn später aus der Patentanmeldung geworden?«, fragte Katharina gespannt.

»Meine Mutter hat die Papiere am nächsten Morgen persönlich beim Amt abgegeben. Zwei Monate später wurde das Patent für ein Metallgussverfahren genehmigt und eingetragen. Es hat bis heute Bestand und wirft immer noch ordentliche Lizenzgebühren ab.«

Er machte eine kurze Pause.

»Auf diesem Patent gründen sich mein beruflicher Erfolg und auch das gesamte Vermögen, das ich heute besitze.«

Katharina schüttelte langsam den Kopf. Was es doch für Schicksale gab, dachte sie im Stillen.

»Aber jetzt wollen wir wieder über den Auftrag sprechen, mit dem ich Sie betrauen möchte«, fuhr Sebastian von Seilenstein fort und war dabei um einen sicheren Tonfall bemüht.

»Henriette Willberg war eine sehr vermögende Frau. Ihr Mann, von dem das Vermögen eigentlich stammt, ist schon früh gestorben. Und die einzige gemeinsame Tochter, Marie-Louise, erlag Anfang der 2000er einem Schlaganfall. Sie hatte keine Kinder, was Henriette immer bedauerte.«

Er nickte bedächtig, als wollte er zum Ausdruck bringen, dass er für die Gefühlslage seiner Freundin durchaus Verständnis hatte.

»Nach dem Tod ihres Mannes wurde unsere Freundschaft noch enger und wir haben viel gemeinsam unternommen. Aber unsere Gefühle füreinander waren ausschließlich freundschaftlicher Art, von Anfang an. Sie ist auch im Alter immer meine große Schwester geblieben.«

Er seufzte und schaute Katharina an, als wollte er aus ihrem Gesicht ablesen, ob sie ihm glaubte.

»In ihrem letzten Testament hat sie mich als Alleinerben eingesetzt und die Erbinsetzung mit einer Auflage verbunden. Eigentlich war ich davon ausgegangen, dass sie ihr Vermögen mildtätigen Zwecken vermacht, wie sie es immer angekündigt hatte. Sie muss es sich zuletzt noch anders überlegt haben. Aber so war sie eben. Immer für eine Überraschung gut.«

Der Alte konnte ein leichtes Grinsen nicht verbergen.

»Sie war sich immer sicher, dass es noch Verwandte ihrer Familie gibt. Ihre Großeltern stammten aus Siebenbürgen und irgendwo dort, so glaubte sie, müssten noch entfernte Verwandte leben. Sie hat mir im Testament zur Auflage gemacht, dass ich mindestens bis zur dritten Generation, also bis zu ihren Urgroßeltern, zurückgehen und feststellen soll, ob noch gesetzliche Erben zu ermitteln sind.«

Er legte die Fingerkuppen aneinander und schaute Katharina in die Augen.

»Und diesen Job sollen Sie übernehmen.«

Katharina erwiderte seinen Blick und hoffte, dass er ihr nicht gleich ansah, wie sie gedanklich ihre erbrechtlichen Kenntnisse abfragte.

»Ihr letzter Wille war, dass dann das Vermögen an diese Erben gehen soll«, fuhr Sebastian von Seilenstein fort, »erst wenn auch aus der dritten Generation keine Abkömmlinge mehr zu ermitteln sein sollten, fällt das Vermögen an mich.«

Er machte eine Pause und lächelte.

»Aber keine Sorge, Frau Tenzer, ich will von Henriettes Geld nichts behalten. Sollte es am Ende mir zufallen, werde ich alles einer gemeinnützigen Einrichtung spenden.«

Katharina drängte sich eine Menge Fragen auf. Sie überlegte, mit welcher sie beginnen sollte. Bevor sie den ersten Gedanken formulieren konnte, kam ihr der alte Mann zuvor.

»Das eröffnete Testament, die wenigen Personenstands-urkunden und Bilder von Henriette, die ich besitze, bekommen Sie selbstverständlich von mir.«

Er deutete mit dem Kopf auf den Wohnzimmerschrank, aus dem er vorhin die Urkunden und einige wenige Papierbilder geholt hatte.

»Darunter sind auch die Sterbeurkunde ihres Ehemannes und die von Marie-Louise, ihrer Tochter. Das Vermögen von Henriette beläuft sich auf ungefähr 8 Millionen Euro und gut verwaltetes Immobilienvermögen von weiteren rund 5 Millionen Euro. Das Geld ist gut und sicher angelegt. Sie merken, es ist ordentlich etwas vorhanden.«

Er räusperte sich und öffnete eine zweite Flasche Mineralwasser.

»Wahrscheinlich werden Sie diesen Auftrag gar nicht alleine durchführen können, aber Sie bekommen von mir natürlich alle finanziellen Freiheiten, die Sie brauchen. Ach ja, ich hatte vergessen zu erwähnen, dass Henriette mir zu

Lebzeiten noch eine notarielle Generalvollmacht über den Tod hinaus erteilt hat«, sagte er.

Katharina hatte zwar schon einige Erbstreitigkeiten erfolgreich durchgeführt, aber das Wesentliche bei diesem Auftrag war die Erbensuche, so viel stand fest. Eine knifflige Tätigkeit, für die sie mit Sicherheit fremde Hilfe in Anspruch nehmen müsste, denn eigene Erfahrung besaß sie auf diesem Gebiet nicht. Womöglich musste sie sogar das Nachlassgericht einschalten und sich förmlich als Testamentsvollstreckerin bestellen lassen. Es stellten sich in jedem Fall viele Fragen, die es zu beantworten galt.

»Ist Henriette Willberg denn schon bestattet worden? Und was ist mit ihrem Hausstand, den persönlichen Sachen?«, fragte Katharina.

»Ja, die Beisetzung war vor zehn Tagen. Sie liegt auf dem Friedhof Ohlsdorf. Es war eine traurige, einsame Beerdigung. Ich glaube, wir waren insgesamt nur fünf Personen, die ihr die letzte Ehre erwiesen haben«, sagte er mit einem tiefen Seufzer. »Sie lebte zuletzt in einem vornehmen Seniorenheim im Westen der Stadt. Ihre Möbel und persönlichen Sachen habe ich vorerst bei einem Auktionshaus eingelagert. Sie erhalten dort natürlich jederzeit Zutritt. Aber ich warne Sie: So viel überflüssigen Plunder haben Sie noch nicht gesehen. Henriette war eine Sammlerin vor dem Herrn.«

Wahrscheinlich trennt man sich von persönlichen Sachen noch schwerer, wenn man alle in der engeren Familie überlebt hat, sagte sich Katharina. Alleine die Durchsicht der persönlichen Habseligkeiten der Verstorbenen schien also eine zeitaufwändige Tätigkeit zu werden. Aber sie war unumgänglich, um überhaupt Anhaltspunkte für eine erfolgreiche Erbensuche zu finden.

Ihr Honorar würde sie nach Stundensätzen abrechnen müssen. Da sie in beruflichen Dingen von Anfang an klare Absprachen mit ihren Mandanten zu treffen pflegte, überlegte sie, ob sie das Thema jetzt gleich ansprechen sollte.

Wiederum kam ihr der alte Mann zuvor.

»Frau Tenzer, damit wir uns nicht falsch verstehen, ich weiß, dass die meisten Anwälte, wenn sie etwas taugen, üblicherweise ihr Honorar nach Stundensätzen vereinbaren. Wenn Sie bereit sind, den Auftrag anzunehmen, schicken Sie mir doch einfach eine entsprechende Vergütungsvereinbarung zu.« Er schaute sie lächelnd an. »Wenn Sie nicht zu unverschämt sind, werden wir uns schon einig«, sagte er mit einem süffisanten Lächeln.

Katharina fragte sich, ob die oder derjenige, der sie empfohlen hatte, wohl auch ihren üblichen Stundensatz kannte.

»Herr von Seilenstein, der Auftrag scheint interessant zu sein und ich würde ihn gerne übernehmen. Mein üblicher Stundensatz beträgt 380 Euro plus Umsatzsteuer. Wenn es Ihnen recht ist, schicke ich Ihnen die Vereinbarung in den nächsten Tagen zu.«

Sie machte eine kurze Pause und wartete auf eine Reaktion ihres hoffentlich neuen Mandanten.

Der alte Mann nickte stumm und lächelte sie an.

»Ich wusste, wir würden uns ziemlich schnell einig werden. Und vergessen Sie nicht, den üblichen Vorschuss anzufordern. Die Usancen im Anwaltsgeschäft kenne ich noch von früher«, sagte er und fuhr mit seinem Rollstuhl wieder zurück vor den großen Wohnzimmerschrank.

»Ich gebe Ihnen schon einmal die Dokumente, die Bilder von Henriette und die Adresse des Auktionators mit, bei dem die Sachen eingelagert sind. Sie müssen dann nicht extra noch einmal herkommen. Den restlichen Papierkram erledigen wir per Post. Oder Daria, meine Pflegekraft, die Sie vorhin kennengelernt haben, bringt Ihnen vorbei, was Sie noch brauchen.«

Während Sebastian von Seilenstein die Unterlagen zusammenkramte, wollte Katharina endlich wissen, wer der Geschäftspartner von ihm war, der sie als Anwältin empfohlen hatte.

Er schien auf die Frage gewartet zu haben, denn er hob lachend seinen linken Zeigefinger.

»Es war Beat Ferri, mein Schweizer Vermögensverwalter. Der hat Sie wärmstens empfohlen. Ich verlasse mich schon seit vielen Jahren auf seine Empfehlungen und bin noch nie enttäuscht worden. Er sagte, Sie seien eine findige und vertrauenswürdige Anwältin, die man in dieser Sache beauftragen könnte.«

Katharina fiel fast die Kinnlade herunter.

»Bevor Sie gleich wutentbrannt in der Schweiz anrufen, sage ich Ihnen gleich, dass mir Herr Ferri natürlich von sich aus erzählt hat, dass Sie beide in einer Beziehung leben würden. Er hat mir versucht zu erklären, wie diese Beziehung aussieht, genau verstanden habe ich es allerdings nicht. Aber das geht mich auch nichts an. Er hat mir jedoch versprechen müssen, Ihnen von unserem Termin heute vorher nichts zu erzählen.«

Er lächelte und schaute Katharina an.

»Wie ich Ihnen schon in unserem Telefonat sagte, wollte ich zuerst mit Ihnen sprechen. Ganz unvoreingenommen.« Er lehnte sich in seinem Rollstuhl zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Und wie ich Ihrem Gesichtsausdruck entnehme, hat er meine Bitte auch erfüllt. Ach, und bestellen Sie ihm schöne Grüße von mir.«

2

Beat Ferri saß an seinem Schreibtisch und scrollte durch die aktuellen Börsenberichte. Die Schweizerische Nationalbank hatte vor zwei Tagen den Zinssatz in den Keller geschickt, was in der Regel die Aktienkurse nach oben klettern ließ. Im Laufe der nächsten Tage war daher mit Anrufen vieler seiner Kunden zu rechnen, die sich nach

Kaufempfehlungen für Aktien und andere Anlagen erkundigen würden.

Und bei jeder Kauforder flossen entsprechende Käuferprovisionen, und zwar an ihn und nicht an irgendeine Großbank. Seine Entscheidung vor vielen Jahren, sich als Vermögensberater selbstständig zu machen, war die wohlüberlegteste gewesen, die er in seinem Berufsleben je getroffen hatte. Nicht nur wirtschaftlich, sondern auch, weil er sich nach dem Tod seiner Frau mehr um seinen Sohn Noah kümmern konnte, bei dem der Tod der Mutter zu Beginn der Pubertät ein seelisches Trauma hinterlassen hatte.

Er wollte gerade eine Liste mit entsprechenden Einzeltiteln zusammenstellen, da hörte er im Erdgeschoss, wie die Eingangstür aufgeschlossen wurde und kurz danach mehrere Taschen im Flur mit viel Getöse auf dem Boden landeten.

»Noah? Seid ihr das?«

»Hi, Beat. Na klar, wer soll es denn sonst sein?«, tönte es albern von unten hoch. Das anschließende Gelächter verlagerte sich in Richtung Küche, wo der Kühlschrank ebenso geräuschvoll einer ersten Plünderung unterworfen wurde.

»Gehen wir nachher zum Chinesen essen?«, schallte es durch das Treppenhaus.

»Nein. Es gibt Berner Würstel. Die leckeren, selbst gemachten von Ersilia. Die esst ihr doch gerne. Ich bin gleich fertig und komme runter. Dann mache ich uns noch Pommes dazu. Ihr könnt schon mal den Tisch decken.«

Er wollte gerade aufstehen und zu den Jungs nach unten gehen, da brummte sein Handy. Im Display erschien ein Foto von Katharina, wie sie mit einem strahlenden Lachen Ramon, ihren 16-jährigen Neffen, von hinten umfasste und ihren Kopf dabei auf seine Schulter stützte. Ramon war Vollwaise und gleichzeitig ihr Pflegekind.

»Hallo Kathy, mein Schatz. Ich hoffe, du hattest einen erfolgreichen Tag. Die Jungs sind gerade vom Fußballtraining bei mir eingefallen und scheinen mal wieder total ausge-

hungert zu sein. Ich nehm' dich am Ohr mal mit nach unten in die Küche. Wann landest du denn am Donnerstag?«

»Na, wie üblich. Ich nehme die 17-Uhr-Maschine und bin hoffentlich so gegen 18:15 Uhr in Zürich. Ich freu mich auf euch.« Sie machte eine kurze Pause. »Übrigens, Beat, du Schuft hast mir gar nichts von deinem Kunden, diesem Sebastian von Seilenstein, erzählt. Bei dem hatte ich nämlich heute Mittag einen Termin«, scherzte sie vorwurfsvoll. »Ich soll dich natürlich ganz herzlich von ihm grüßen. So wie es aussieht, wird es ein lukrativer neuer Fall. Vielen Dank, darauf stoßen wir morgen Abend an.«

»Sorry, aber der hatte mich vergattert, dir vorher ja nichts zu erzählen.«

Beat war in der Küche angekommen, wo sein Sohn Noah und Ramon gerade dabei waren, literweise Apfelsaftschorle in sich hineinzuschütten. Er stellte sein Handy auf laut.

»Ich bin jetzt bei den Jungs in der Küche angekommen und habe dich auf Sendung gestellt.«

Er legte das Handy mitten auf den Küchentisch.

»Hallo Ramon. Hallo Noah. Ich hoffe, es geht euch gut. Wie war das Training?«, schnarrte es aus dem Mobilteil.

»Hi, Katharina. So lala. Heute haben wir Kondition gebolzt.

Muss ja auch mal sein. Fliegst du Donnerstag wieder her?«, wollte Noah wissen, während er die zweite Flasche Apfelsaft aufdrehte. Unterdessen holte Beat eine riesige Packung Pommes aus dem Gefrierfach und stellte den Backofen auf 200 Grad.

»Ja klar. Alles Weitere erzählt euch Beat. Ihr könntet mich ja wieder abholen, dann kriegst du gleich noch ein bisschen Fahrpraxis als Führerscheinfriechling.«

»Meinetwegen sofort, wenn Papa sich nicht wieder mit seinem Auto so anstellt«, ätzte Noah und blickte grinsend seinen Vater an.

»Oh, da halte ich mich jetzt lieber raus. Aber erzählt mir doch noch, was es bei euch heute zum Abendessen

gibt, dann lasse ich euch auch in Ruhe«, tönte es aus dem Handy.

»Die Berner Würstel von Ersilia, die mit dem Käseschlitz und dem Bacon drumrum. Echt krass, die Teile«, rief Ramon direkt ins Handy.

»Adieu, mein Schatz, hier knurren die Mägen«, sagte Beat und beendete das Gespräch. Anschließend wandte er sich den Pommes Frites zu und verteilte die Packung auf dem Backblech.

Katharina legte ihr Handy auf den Schreibtisch und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. Ramon war für ein Jahr nach Solothurn zu Beat und Noah gezogen, wo er im städtischen Gymnasium ein Austauschjahr absolvierte. Die beiden Jungs hatten sich von Anfang an prächtig verstanden, obwohl Noah zweieinhalb Jahre älter war. Seit einem Monat machte er allerdings seine ersten ernsthafteren Gehversuche in Sachen Liebe. Beat hatte ihr erzählt, dass er den Eindruck nicht los wurde, dass Ramon an dieser Situation zu knabbern hatte. Gesagt hatten aber weder Noah noch Ramon etwas. Beim nächsten Abstecher in die Schweiz würde sie mit Ramon einmal darüber sprechen, denn sie kannte ihn. Von sich aus öffnete er sich nur schwer.

Sie pendelte im Moment jeden Donnerstag mit der vorletzten Maschine von Hamburg aus nach Zürich, um am Montag früh mit dem ersten Flug zurück in die Hansestadt zu jetten. Aber sie wusste, dass die jetzige Lebenssituation nicht mehr als eine Momentaufnahme war. In ein paar Monaten war das Schuljahr zu Ende und Ramon würde zurück nach Hamburg ziehen. Dann musste eine neue Lösung her.

Natürlich war ihr seit Längerem klar, dass Beat mehr wollte als nur eine sporadische Wochenendbeziehung.

Er war Witwer, elf Jahre älter als sie und lebte in einem großen, alten Fachwerkhaus auf einem weitläufigen Grundstück am Rande von Solothurn, direkt am Wald. Er schien ziemlich wohlhabend zu sein, aber über private Gelddinge

hatten sie bisher wenig gesprochen. Er war die Großzügigkeit in Person, hatte aber einen unverbesserlichen Dickkopf, was dazu führte, dass sie über die monatliche Kost und Logis für Ramon sich das erste Mal in ihrer Fernbeziehung so richtig gestritten hatten. Beat wollte partout nicht, dass Katharina irgendetwas zahlte. Da er aber auch sonst alle Kosten beglich, wenn sie sich bei ihm aufhielt, drohte sie ihm, die ganze Aktion mit Ramon und dem Schulwechsel abzublasen, wenn er nicht einen angemessenen Beitrag von ihr für die Lebenshaltungskosten von Ramon annehmen würde. Nach zwei Tagen Funkstille gab er nach und das Thema war erledigt.

Vor ein paar Wochen hatte er ihr dann tatsächlich einen förmlichen Heiratsantrag gemacht. Etwas theatralisch, aber so war er eben. In Solothurn mitten auf der Wengibrücke, die aus der Altstadt über die Aare führt, hatte er sich auf die Brüstung gekniet und gedroht, sich bei einer Zurückweisung rücklings in das kristallgrüne Gletscherwasser zu stürzen. Beide hatten herzlich gelacht.

Dann hatte er sie in den Arm genommen und zärtlich geküsst. Einige Passanten waren ungläubig stehen geblieben und hielten nach einem versteckten Filmteam Ausschau.

Sie hatte spontan weder ja noch nein gesagt und sich später über ihre Unentschlossenheit geärgert.

Sie wusste, dass Beat niemals nach Hamburg ziehen würde, und sie konnte sich ein dauerhaftes Leben in der Schweiz nicht vorstellen. Jedenfalls noch nicht heute. Aber da Ramon bereits nach Solothurn umgezogen war, hatte sie ihm an jenem Tag auf der Wengibrücke versprochen, künftig jedes Wochenende von Donnerstagabend bis Montagmorgen probeweise in einen Familienmodus mit angeschlossenem Homeoffice zu schalten. Und seit zwei Monaten funktionierte diese deutsch-schweizerische Koproduktion bestens.

Nachdem Katharina ihren neuen Mandanten verlassen und wieder im Büro angekommen war, hatte sie als Ers-

tes mit Tabea telefoniert. Sie war eine befreundete Kollegin und übernahm des Öfteren Nachlassverwaltungen und Testamentsvollstreckungen. Von ihr erhielt sie eine Liste mit professionellen Erbensuchern, sogenannten Genealogen, mit denen die Freundin bereits zusammengearbeitet hatte.

Einer von ihnen saß in Lübeck, eine Autostunde entfernt von der Hamburger Innenstadt.

»Der weiß genau, wie man Abstammungslinien viele Generationen zurückverfolgt«, hatte ihre Freundin anerkennend berichtet. Angeblich war er für sie in einem Fall bis ins 18. Jahrhundert eingetaucht und hatte noch lebende Abkömmlinge aufgetan. Die anschließende Beschaffung der notwendigen Urkunden für einen gerichtsfesten Erbnachweis war dann das Sahnehäubchen gewesen.

Sie nahm sich vor, dort als Erstes anzurufen, sobald Sebastian von Seilenstein den Mandatsvertrag und die Vergütungsvereinbarung unterschrieben hatte.

Sie schaute auf die Uhr und fing an, ihren Schreibtisch aufzuräumen, da sie heute Abend zum Sport gehen und das Büro zeitig verlassen wollte. Das Telefon klingelte und das Sekretariat kündigte eine unangemeldete junge Frau an, die sie unbedingt auf der Stelle sprechen müsste. Sie hätte Katharina heute Mittag bei Herrn von Seilenstein kennengelernt. Es wäre dringend.

Katharina erinnerte sich an die hübsche junge Frau mit dem Pferdeschwanz und den grell lackierten Fingernägeln. Der alte Mann hatte sie Daria genannt. Nur der Pflegedienst, für den die Frau unterwegs gewesen war, fiel ihr nicht mehr ein. Sie hatte einen netten Eindruck hinterlassen und Katharina wollte sich zumindest einmal anhören, was sie auf dem Herzen hatte.

Die junge Frau war äußerst nervös, als sie der Anwältin im Besprechungszimmer gegenüber saß. Sie hatte mittlerweile ihre Arbeitskleidung gegen Jeans und Sweatshirt eingetauscht.

»Vielen Dank, Frau Tenzer, dass Sie mit mir sprechen. Ich kenne leider keine anderen Anwälte und hoffe, Sie können mir helfen«, fing sie in verständlichem Deutsch an zu erzählen und legte Katharina dabei ihren ukrainischen Pass und eine deutsche Aufenthaltsgenehmigung auf den Namen Daria Galinska vor.

»Meine Schwester Mila, also eigentlich sollen Sie ihr helfen, ist vor zwei Wochen mit ihrer vierjährigen Tochter aus der Ukraine nach Deutschland gekommen. Sie sind in Würzburg in einem Flüchtlingslager untergebracht und wollen später nach Hamburg kommen.« Sie machte eine Pause und holte tief Luft, als bräuchte sie einen Antrieb für das, was sie erzählen wollte. »Aber vorher will Mila unbedingt eine Familie in Berlin aufsuchen. Es handelt sich um Anna und Konrad Jonasson«, begann Daria Galinska zu erzählen.

Katharina machte sich eine Notiz und war gespannt, was für eine Geschichte sie gleich zu hören bekäme.

»Es ist etwa ein Jahr her, da hat Mila in Kiew als Leihmutter ein Kind ausgetragen. Der kleine Junge wurde in der größten Reproduktionsklinik der Ukraine, bei *Geno-Tech*, mittels Kaiserschnittes geboren und sogleich der Wunschmutter, Anna Jonasson, übergeben. Mila hat ihr Kind niemals zu Gesicht bekommen«, sagte die junge Frau mit brüchiger Stimme. »Mein Schwager hatte sich bei dem Kauf eines Computerhandels ziemlich verschuldet und wurde dann zum Militär eingezogen. Drei Wochen später ist er bei einem Raketenangriff auf Kiew gefallen.

Mila musste für die Kredite bürgen und war wirtschaftlich am Ende. Dann hat sie die Anzeige von *Geno-Tech* gelesen und die Chance für eine Entschuldung gesehen. Sie hat von *Geno-Tech* dafür achtzehntausend Euro erhalten. Das ist in der Ukraine verdammt viel. Ein kleines Vermögen. Man verdient dort durchschnittlich etwa umgerechnet sechstausend Euro im Jahr.«

Daria blickte Katharina direkt ins Gesicht und nickte

langsam, als wollte sie ihrer Aussage besonderes Gewicht verleihen.

Sie machte eine Pause und schaute Katharina an.

»Die Entscheidung, ihr Kind abzugeben, hat sie wenige Tage nach der Geburt zutiefst bereut und wollte den Jungen zurückhaben, entgegen den vorher abgegebenen schriftlichen Erklärungen.«

Sie schluckte und schüttelte den Kopf.

»Angeblich ist Milas kleiner Junge jetzt bei dieser Familie Jonasson in Berlin.«

Katharina merkte, wie sich ihre Muskeln im ganzen Körper strafften, und eine dunkle Vorahnung wickelte sich wie ein heißer Draht langsam um ihren Magen.

»Ich weiß nicht wie, aber Mila hat von irgendwem in der Klinik die Adresse und den Namen der Wunscheltern erhalten. Eigentlich sind diese Daten besser geschützt als der Präsidentenpalast, aber irgendwie ist sie daran gekommen. Sie wollte bei der Familie in Berlin vorbeifahren und ihren Jungen zurückkaufen. Das gesamte Geld, das sie von der Klinik bekommen hat, ist noch da und sie wollte es zurückgeben. Sie hat nicht einen Cent angerührt. Sie hat mir erzählt, dass sie das Geld in den Boden ihres Rucksackes eingenäht hat und diesen seither nicht aus den Augen lässt.« Die junge Frau wischte sich ein paar Tränen aus dem Gesicht. »Ich habe ihr gesagt, dass ich nicht glaube, dass das so einfach geht. Es ist ja bekannt, dass die Leute für ein Kind viel mehr an die Klinik bezahlen, als am Ende die Leihmutter bekommt. Aber Mila war entschlossen, notfalls auch zur Polizei zu gehen«, sagte sie.

Katharina schüttelte den Kopf und suchte noch die richtigen Worte. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass die Polizei in so einem Fall überhaupt tätig wird. Das war Sache eines Familiengerichtes.

»Ich weiß, was Sie sagen wollen, aber Mila wollte nicht hören und hat nach ihrer Ankunft in Deutschland als Ers-

tes eine Freundin gebeten, die Anschrift in Berlin zu überprüfen und dort vorbeizufahren. Aber die Familie Jonasson hat angeblich dort gar nicht mehr gewohnt«, sagte Daria und schüttelte fragend den Kopf, »und nun braucht sie eine Anwältin wie Sie, um herauszubekommen, wo die Familie hingezogen ist.« Sie machte eine Pause und schaute Katharina in die Augen. »Ich vertraue Ihnen, obwohl ich Sie eigentlich gar nicht kenne.«

Katharina holte tief Luft. Sie war ehrlich gerührt, dass jemand wie Daria, der sie nur einen kurzen Moment gesehen hatte, trotzdem von Vertrauen sprach. Sie überlegte einen Moment. Ein Fall von Leihmutterschaft war ihr beruflich bisher noch nicht untergekommen, geschweige denn hatte sie besondere rechtliche Kenntnisse auf diesem Gebiet.

»Also«, sie schaute kurz auf die Aufenthaltsgenehmigung, »Frau Galinska, ich kann natürlich als Anwältin für Ihre Schwester eine Aufenthaltsermittlung beim Einwohnermeldeamt und bei der Post ausbringen und man wird mir auch Auskunft erteilen. Aber ob ich für die Durchsetzung von Herausgabeansprüchen bezüglich des Kindes die richtige Anwältin bin, weiß ich nicht. Da fehlen mir einfach das Spezialwissen und die Erfahrung.« Sie überlegte kurz, was sie überhaupt über diesen Problemkreis wusste. »Was für eine Art Leihmutterschaft war das denn? Also, ich meine, wer sind denn die biologischen Eltern des Jungen?«

Daria lehnte sich in dem Besucherstuhl zurück.

»Mila hat ihre Eizelle mit dem Samen dieses Mannes«, sie rieb sich nervös die Hände, »dieses Herrn Jonasson künstlich befruchten lassen.«

»Also sind beide auch die biologischen Eltern. Die Leihmutter und der Wunschvater«, sagte Katharina und kratzte sich an der Stirn.

»Also klar ist, dass nach deutschem Recht der Leihmuttervertrag unwirksam ist. Hier ist so etwas verboten. Da hören meine Kenntnisse aber auch schon auf. Alles andere

muss ich erst rechtlich prüfen, bevor ich Ihnen etwas Konkretes sagen kann. Aber eine meiner Partnerinnen hier in der Kanzlei ist Fachanwältin für Familienrecht und kennt sich aus auf diesem Rechtsgebiet. Ich schlage vor, in jedem Fall für Ihre Schwester schon einmal eine Melde- und Postanfrage loszuschicken. Und dann sehen wir weiter.«

Daria Galinska ergriff die rechte Hand der Anwältin und küsste sie. Katharina war diese Überrumpelung äußerst peinlich und sie zog vorsichtig ihre Hand zurück.

3

Bevor sie zum Hörer griff, rief sie im Internet die Seite des Erbensuchers auf, den ihr Tabea empfohlen hatte. Die Informationen, die sie dort erhielt, waren für rechtskundige Personen bestimmt, die beruflich mit dem Auffinden von Abstammungslinien zu tun hatten, wie eben Nachlassgerichte und Rechtsanwälte in Erbschaftssachen.

Entsprechend langweilig war auch die Website aufgebaut. Staubtrocken und ohne persönliche Fotos. Da sie das erste Mal mit einem Genealogen beruflich zu tun hatte, war sie gespannt, wie das Telefonat verlaufen würde.

Nach wenigen Rufzeichen war Benjamin Pistorius selbst am Telefon. Katharina stellte sich vor und berichtete, wer ihn empfohlen hatte.

»Ja. Frau Rechtsanwältin Belling. Ich erinnere mich. Eine reizende Person, Ihre Freundin«, sagte er mit einer sehr sonoren Stimme.

Katharina umriss den Auftrag, den sie von Sebastian von Seilenstein erhalten hatte, und erwähnte, dass dieser von Angehörigen in Siebenbürgen gesprochen hatte. Noch während des Gespräches mailte sie dem Erbensucher die Personenstandsurkunden von Henriette Willberg, die sie von ihrem Mandanten erhalten hatte.

»Perfekt, Frau Tenzer, damit könnte ich im Grunde schon anfangen. Ich würde zunächst mit den Ermittlungen in dem Geburtsstandesamt in Frankfurt anfangen. Ob ich überhaupt nach Siebenbürgen reisen und die Kirchenbücher durchforsten muss, zeigt sich später.«

»Sie brauchen von mir doch sicherlich noch einen schriftlichen Auftrag?«, wollte Katharina wissen.

Pistorius lachte.

»Nein, nein. Das ist nicht nötig. Ich arbeite rein auf Erfolgsbasis. Sie füttern mich mit Informationen und wenn ich Erben gefunden habe, müssen die mein Honorar zahlen.« Noch bevor Katharina eine Zwischenfrage stellen konnte, fuhr er fort. »Nur wenn die Erben mir schriftlich erklären, 25 Prozent des Erbes an mich zu zahlen, erhalten sie von mir die Informationen und Urkunden, mit denen sie beim Nachlassgericht einen Erbschein bekommen.« Er machte eine kurze Pause. »Von Ihnen brauche ich nur noch die Versicherung, dass der Nachlasswert mindestens einhunderttausend Euro beträgt. Unter dem lohnt sich mein Aufwand meistens nicht.«

»Das kann ich Ihnen hiermit versichern«, sagte Katharina und behielt die genaue Nachlasssumme noch für sich.

»Wenn Sie also einverstanden sind, lege ich los und wähle in der Vergangenheit von Henriette Willberg. Ich werde Ihnen natürlich in lockeren Abständen immer Wasserstandsmeldungen hereinreichen«, sagte er freudig.

Als Katharina ihm erzählte, dass sie nach dem Telefonat zu dem Auktionator fahren wollte, bei dem die persönlichen Sachen der Verstorbenen aufbewahrt waren, wurde Pistorius hellhörig.

»Bitte schauen Sie nach persönlichen Briefen, Fotos und natürlich Aufzeichnungen jeder Art. Bitte machen Sie Fotos und schicken mir die Informationen. Das würde die Suche deutlich erleichtern«, sagte er.

Katharina versprach, der Bitte nachzukommen, und sie verabschiedeten sich.

Das Auktionshaus, das Katharina etwa eine Stunde später betrat, kannte sie aus mehreren Zeitungsannoncen, in denen regelmäßig Kunst- und Schmuckauktionen beworben wurden. Sie hatte sich für diesen Tag erst einmal drei Stunden reserviert und hoffte, Pistorius am Ende Namen, Geburtsorte und vielleicht sogar die eine oder andere Urkunde nachreichen zu können, um die Erbensuche zu beschleunigen.

Nachdem sie sich ausgewiesen hatte, führte sie der Inhaber, ein steifer Hanseat um die fünfzig, in einen geräumigen und gut geheizten Keller. In der Mitte verlief ein etwa zwei Meter breiter Gang, von dem aus man rechts und links in abgetrennte, separate Kellerräume gelangte. Die Räume waren jeweils circa fünfzehn bis zwanzig Quadratmeter groß und durch Wellblechgitter abgetrennt. Ein wenig fühlte sie sich an einen Zellengang in einer Haftanstalt erinnert. Jeder Kellerraum hatte eine eigene Tür und durch die Gitter hindurch konnte man erkennen, dass hier die verschiedensten Dinge lagerten. Von Umzugskartons, kleineren Schränken über Sitzmöbel und Stehlampen bis hin zu Fahrrädern und motorisierten Zweirädern.

Nach wenigen Metern erreichten sie eine Wellblechtür, die mit einem Vorhängeschloss gesichert war. Auf dem Türschild stand:

*Nachlass Henriette Willberg, geb. Liebenau
Auftraggeber: S. v. Seilenstein*

Der Inhaber entfernte das Vorhängeschloss und öffnete die Tür.

Katharina trat einen Schritt in den Raum hinein und sah sich um. Gleich rechts stand ein kleiner Schreibtisch mit einer Tischlampe im englischen Stil und einem Louis-Philippe-Stuhl davor. Der prunkvolle Sekretär daneben mit den kunstvoll verarbeiteten Intarsien und den ziselierten

goldfarbenen Beschlägen war ein echter Hingucker. Im hinteren Bereich standen in einer Ecke drei weitere Louis-Philippe-Stühle und eine barocke Stehlampe. An der linken Seitenwand stapelten sich Umzugskartons bis unter die Decke. Katharina konnte die Aufschrift darauf aus der Ferne nicht entziffern.

Der Mann betätigte den Lichtschalter neben dem Türrahmen und eine abgehängte Neonröhre flammte auf.

»Ich lasse Sie dann einmal allein. Schauen Sie sich in aller Ruhe um, Frau Tenzer. Ich weiß ja nicht, was Sie genau suchen, aber in den Kartons dahinten befinden sich hauptsächlich Kleidung, Gläser, Geschirr und Bestecke. In dem Schreibtisch und in dem Sekretär finden Sie die persönlichen Sachen und Papiere der Verblichenen«, sagte er und hüstelte geziert. »Die anderen Möbel von Frau Willberg passten nicht mehr in diesen Raum und befinden sich in einem anderen Keller weiter hinten. Sie sind aber leer. Wenn Sie dort auch etwas sichten möchten, lassen Sie es mich bitte wissen, ich schließe Ihnen dann auf. Sie finden mich vorne im Büro«, fuhr er fort und verabschiedete sich mit einem angedeuteten Diener.

»Ja, vielen Dank. Ich melde mich dann bei Ihnen«, antwortete Katharina.

Der passt genau hier in diese antike Möbelsammlung, sagte sie sich im Stillen und stellte ihre Tasche auf den Schreibtisch. Dann knipste sie die Schreibtischlampe an und trat vor die Wand mit den Umzugskartons.

Den beschrifteten Aufklebern nach zu urteilen, musste sie sich nicht die Mühe machen, in den Kartons rumzuwühlen. Teller, Tassen und Bestecke konnten ihr nicht weiterhelfen. Sie suchte nach Hinweisen, die die Familiengeschichte von Henriette Liebenau und ihren Vorfahren erzählten. Der Sekretär hatte im unteren Bereich zwei große Schubladen, von denen die untere Lade ausschließlich Fotoalben enthielt. Da Katharina Familie und Freunde der

Verstorbenen nicht kannte, legte sie die Alben erst einmal zur Seite und stöberte weiter.

Oben in den kleinen Ablagefächern des Sekretärs wurde sie fündig.

In einer Ledermappe steckten verschiedene Dokumente, unter anderem Geburts- und Sterbeurkunden sowie ein handgeschriebener Brief auf hellbraunem Papier. Er war an Henriette Willberg adressiert. Dahinter lag die Kopie eines notariellen Testamentes von einer Nathalia Liebenau vom 31. Oktober 1960, in dem diese ihre Tochter Henriette enterbte. Katharina setzte sich an den Schreibtisch und faltete den Brief auseinander. Er trug das Datum des 21. Oktober 1960.

Liebe Henriette,

nach den Ereignissen der letzten Wochen kostet mich die Anrede doch wirklich Überwindung. Und das bei meiner eigenen Tochter. Daß es einmal so weit kommt, hätte ich niemals für möglich gehalten.

Aber daß du den Sohn dieses Ungeheuers letzten Monat in Hamburg tatsächlich geheiratet hast, kann ich dir niemals verzeihen. Du hast mir am Telefon gesagt, du würdest ihn über alles lieben, aber das glaube ich dir nicht.

Du weißt, daß sein Vater, Reinhold Matthias Willberg, der jetzt dein Schwiegervater ist, von Januar bis Juli 1943 mit seinen Schiffen für viel Geld dem Himmler bei der Ausführung seiner menschenverachtenden Pläne tatkräftig Hilfe geleistet und in wenigen Monaten über 1500 Roma von Oslo nach Königsberg deportiert hat. Von dort sind die armen Menschen direkt in die Gaskammern nach Auschwitz-Birkenau befördert worden. Eine dieser verzweifelten Seelen war dein Großvater, Joy-Alexander Bla-

den. Mein Vater. Er trug auf seinem Unterarm die Nummer Z2785.

Daß dein Ehemann von diesen grauenhaften Dingen nichts gewusst haben will, nehme ich ihm nicht ab. So viel ich weiß, hat er kurze Zeit nach diesen Deportationen in der Reederei seine Lehre angefangen und muss von den widerwärtigen Machenschaften seines Vaters gewusst haben.

Henriette, du hast mich durch diese Heirat zutiefst verletzt und ich werde jeglichen Kontakt zu dir abbrechen. Niemals werde ich einen Fuß in das Haus Willberg setzen, auch wenn der alte Teufel zum Glück schon seit Jahren in der Hölle schmort. Testamentarisch werde ich dich enterben und das wenige, was ich zu vermachen habe, soll Marie-Louise erhalten. Du bist ja nach deiner Heirat sowieso aus dem Schneider.

Nachdem die letzten Briefe an dich unbeantwortet blieben und ich dich auch telefonisch nicht erreichen kann, sind diese Zeilen nun die letzten, die ich an meine Tochter schreibe. Auch wenn es mir das Herz zerreißt, aber daß du jetzt den Namen Willberg trägst, kann ich dir niemals vergeben.

Deine Mutter

Katharina legte den Brief auf den Schreibtisch, nahm ihr Handy und googelte »Juli 1943, Himmler, Sinti und Roma«. Sie fand: »Am 16. Dezember 1942 ordnete Himmler die familienweise Deportation der Sinti und Roma durch den sogenannten Auschwitz-Erlass an. Zunächst aus dem gesamten Reich und später aus allen besetzten Gebieten. Ziel war das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau.«

Sie holte tief Luft und dachte an den alten Mann in seinem Rollstuhl, wie er fast abgöttisch von seiner Henriette

gesprochen hatte. Es war undenkbar, dass er von dem Inhalt dieses Briefes Kenntnis hatte.

Und wenn Henriette Willberg ihm wirklich nichts von der Vergangenheit ihrer angeheirateten Familie erzählt hat, wird sie ihre Gründe gehabt haben.

Sie musste unbedingt kurzfristig mit ihm sprechen und wissen, ob er unter diesen Voraussetzungen noch an seinem Auftrag festhalten wollte. Möglicherweise hatten die Erben von Henriette Willberg gar kein Interesse daran, in den Genuss eines Vermögens zu gelangen, an dem das Blut ihrer Vorfahren klebte.

Sebastian von Seilenstein schüttelte langsam den Kopf, als er den Brief und die Lupe aus der Hand legte. Er fuhr mit seinem Rollstuhl vor das Wohnzimmerfenster und schaute in den unaufgeräumten Garten.

Katharina war nach ihrem Fund ziemlich eilig bei dem Auktionator aufgebrochen und hatte einen dringenden Telefonanruf als Grund vorgeschoben. Sie würde sich in den nächsten Tagen noch einmal melden, hatte sie dem verdutzten Inhaber im Gehen noch zugerufen. Dann war sie schnurstracks aus dem Foyer geeilt.

»Ich hatte keine Ahnung davon, dass Henriette sich mit ihrer Mutter derart überworfen hatte. Zu ihr hatte ich keinen Kontakt, denn, so viel ich weiß, war sie bereits vor der Hochzeit von Henriette zurück nach Frankfurt gezogen.«

Er überlegte einen kurzen Moment.

»Ich weiß nicht mehr genau, wann das war, aber als ich für mehrere Monate beruflich in die Vereinigten Staaten reisen musste, schrieb sie mir, dass ihre Mutter plötzlich verstorben sei«, fuhr er fort und schüttelte wieder ungläubig den Kopf.

»Die Heirat in die Familie Willberg muss für die Mutter von Henriette ein fürchterlicher Schlag gewesen sein, denn sie hat sie ziemlich schnell nach diesem Brief auch tatsächlich testamentarisch enterbt. Das Testament habe ich auch gefunden«, sagte Katharina. Sie musste dabei unweigerlich an ihre eigene Mutter denken, die ihr jahrelang verschwiegen hatte, dass Katharina in den letzten Jahren der DDR von dem Ärzte-Ehepaar Tenzer zwangsadoptiert worden war. Als Anerkennung für besondere Dienste für die Partei war ein Kind seinen Eltern gewaltsam entzogen worden. Sie hatte erfahren müssen, dass ihr leiblicher Vater wegen versuchter Republikflucht im Gefängnis gesessen und sich dort das Leben genommen hatte. Auch Katharina war damals der Bruch mit ihrer Mutter alles andere als leichtgefallen.

»Ich wüsste gerne, wie Henriettes Mutter überhaupt erfahren hat, dass ihr Vater mit der Reederei Willberg von Norwegen aus abtransportiert wurde«, schob sie hinterher.

Der alte Mann hob fragend die Schultern. »Soviel ich weiß, hat man später fast zwei Drittel der Opfer von Auschwitz anhand von Transportlisten identifizieren können, aber das war erst in den letzten Jahren. Ich kann mich gut erinnern, dass gerade in den Sechzigern vieles von den fürchterlichen Taten der Nazis vertuscht wurde, einfach weil etliche, die mitgemacht haben oder es nicht sehen wollten, noch in Amt und Würden saßen«, sagte er.

»Haben Sie denn Henriettes Ehemann und seinen Vater kennengelernt?«, wollte Katharina wissen.

Der Alte überlegte.

»Nein, den alten Willberg habe ich nicht mehr gekannt. Aber Heinrich sehr wohl. Er war mir gegenüber zwar etwas reserviert, aber das fand ich gar nicht schlimm. Vielleicht gefiel ihm nicht, dass ich Henriette länger gekannt habe als er. Der Kontakt zu ihm war bis zu seinem Tod aber nicht wirklich eng.«

Katharina nickte.

Plötzlich fasste sich von Seilenstein mit der flachen Hand an die Stirn. »Mein Gott, da im Schrank muss noch die Firmenchronik der Reederei Willberg liegen. Die hatte ich ja ganz vergessen«, sagte er verärgert. »Die hat mir Henriette vor vielen Jahren einmal ganz stolz zu einem meiner Geburtstage geschenkt. Schauen Sie doch bitte einmal nach. Es ist ein großer Bildband. Er muss da sein. Ganz bestimmt.«

Er deutete auf das Regalteil des Wohnzimmerschranks mit den Bücherreihen.

Katharina stand auf und ging die einzelnen Bücher durch. Nach wenigen Minuten wurde sie fündig und kam mit einem großen Bildband in Atlasgröße zurück. Sie legte den Band auf den Esstisch und der Alte fuhr sogleich neben sie. Er nahm sich die große Lupe zur Hand und schlug die erste Seite auf.

»Das ist Reinhold Matthias Willberg«, sagte er und zeigte dabei auf einen Mann mit fescem Schnauzer, der im Stresemann und mit Homburg auf dem Kopf am Pier vor einer Personengruppe stand und auf ein großes Schiff neben sich zeigte.

Katharina war sich nicht sicher, ob in seiner Stimme Stolz oder Verachtung mitklang.

Im Hintergrund zeichnete sich der alte Elbtunnel ab. Das Foto trug den Untertitel:

Reinhold Matthias Willberg, Konsul a.D. von Südwestafrika (ehem. Deutsch-Südwest) und 2. Vorsitzender der Vereinigung Hamburger Reeder; im April 1955 beim Stapellauf seiner Christina II vor Blohm & Voss

Für wie viel Leid trägst du wohl eine große Schuld mit dir herum, dachte Katharina beim Anblick des honorigen Herrn der Hamburger Nachkriegsgesellschaft.

»Da irgendwo in der Reihe dahinter steht auch Heinrich, aber den kann ich selbst mit Lupe nicht mehr erkennen«, sagte von Seilenstein.

Katharina blätterte weiter durch den Bildband und überflog die Texte. Sie entdeckte auch eine Seite, in der die Ostseeroute von Oslo nach Königsberg beschrieben wurde. Möglicherweise enthielt der Band Informationen und Hinweise, die für den Genealogen bei seiner Erbensuche noch von Wichtigkeit waren. Benjamin Pistorius würde ihr dankbar sein, da war sie sich ziemlich sicher.

»Den Band würde ich gerne zu Hause einmal in Ruhe durchsehen, wenn ich darf. Sie kriegen ihn selbstverständlich wieder«, sagte sie. Auch wenn ich heute über den Firmengründer grauenhafte Dinge erfahren habe, so stellt dieses Buch doch ein Stück hamburgische Geschichte dar, sagte sie sich.

»Herr von Seilenstein, Sie hatten mir erzählt, dass Ihre Freundin von Verwandten in Siebenbürgen gesprochen hat. Gefunden habe ich über diese Linie innerhalb der Familie Liebenau allerdings noch nichts, ich habe aber auch noch nicht alle Unterlagen durchgesehen. Haben Sie insoweit nicht noch irgendwelche konkreteren Hinweise?«, wollte Katharina wissen.

Der Alte rieb sich die Stirn und kniff die Lippen zusammen.

»Nein, eigentlich nicht. Nur dass Henriette immer von Kronstadt sprach, wo angeblich die Wurzeln ihrer Familie mütterlicherseits lagen. Jetzt ist mir natürlich klar, warum sie dieses dunkle Kapitel mir gegenüber nie erwähnt hat. Sie hat sich geschämt, die Arme«, sagte er leise.

Katharina war sich nicht sicher, ob sie sein Bedauern so uneingeschränkt teilte, wollte es jedoch nicht zum Thema werden lassen.

»Kronstadt. Das ist doch Rumänien, wenn ich mich nicht täusche«, sagte sie.

»Ja. Das heißt jetzt Brasov und liegt an den Karpaten. Es soll sehr schön sein dort«, grummelte der alte Mann leise vor sich hin.

»Und wieso hat es den Großvater von ihr überhaupt nach Norwegen verschlagen? Hat sie das jemals erzählt?«, fragte Katharina.

»Nein, mit keinem Sterbenswörtchen«, antwortete der alte Mann.

Katharina nahm sich ein Herz und fragte ihn frei heraus, ob er denn an seinem Auftrag für sie festhalten wolle, denn die Sachlage hätte sich ja nun verändert.

»Vielleicht sind alle Kosten und Mühen umsonst, wenn wir tatsächlich noch Erben mütterlicherseits finden und diese von dem Geld am Ende gar nichts haben wollen. Sie können ihnen natürlich auch verschweigen, woher das Vermögen tatsächlich stammt«, sagte sie.

»Jetzt, wo ich diesen Brief gelesen habe, glaube ich noch viel mehr, dass es Henriettes ausdrücklicher Wunsch war, mit dem ererbten Vermögen ihres Mannes vielleicht sogar ein wenig Wiedergutmachung in der eigenen Familie zu betreiben. Nein, hören Sie um Himmels willen jetzt nicht auf. Finden Sie ihre letzten Angehörigen. Dann sehen wir weiter«, sagte er unmissverständlich.

Katharina nickte und schaute auf die Uhr. Es war kurz vor vier und sie musste ins Büro zurück.

4

Voller Zuversicht hatte Mila Galinska die Flüchtlingsunterkunft am Rande der Würzburger Altstadt verlassen. Sie hatte gerade mit ihrer Schwester telefoniert und erfahren, dass sie eine vertrauenswürdige und vor allem sympathische Anwältin kennengelernt hat, die als Erstes die Anschriftenermittlung der Familie Jonasson übernehmen wollte.

Alle weiteren Schritte wollten sie dann gemeinsam mit der Anwältin in Hamburg besprechen.

Das Telefonat hatte ihr Mut gemacht.

Sicher würde diese Frau einen Weg finden, dass sie ihren Sohn endlich in die Arme schließen konnte. Es war unerträglich für sie, dass sie noch nicht einmal wusste, wie er aussah.

Hatte er ihre Augen? Oder die von dem biologischen Vater?

Dem Menschen, den sie überhaupt nicht kannte, aber dessen Samen mit ihrer Eizelle verschmolzen war?

Es war jetzt spät am Nachmittag und sie hatte einen Arzttermin hinter sich und wollte noch ein wenig durch die herbstlichen Gassen der fremden Stadt schlendern. So konnte sie am besten über die nächsten Schritte nachdenken, die sie geplant hatte.

Gleich hinter der Residenz bog sie nach links und marschierte in Richtung Dom.

Plötzlich stand sie vor einem Lokal, dessen Namen sie in der Unterkunft schon öfter gehört hatte und von dem es hieß, man könne dort günstig und gut essen.

Sie beschloss, sich vor dem halbstündigen Rückweg noch ein kleines Abendessen zu leisten.

Quasi zur Feier des Tages nach dem Telefonat mit ihrer Schwester.

Ihre kleine Tochter Aleksandra war zu Hause in der Unterkunft gut versorgt bei ihren Mitbewohnerinnen aufgehoben.

Die kleine, aber urige Gaststube befand sich im Souterrain eines über zweihundert Jahre alten, denkmalgeschützten Gebäudes. Die weiß gekalkte Decke war durchzogen mit dunklen Holzbalken, an denen mittelalterliche Stichwaffen, Holzwerkzeuge und andere antike Utensilien befestigt waren. Auf den großen, klobigen Holztischen standen Bierkrüge mit Gabeln, Messern und Papierservietten. Es roch nach Kohl und Bier. Auch ohne Blick auf die Speisekarte wusste jeder Gast sofort, dass hier eine zünftige, regionale Küche zu Hause war.

Die Gaststube war etwa zur Hälfte besetzt, aber die junge Frau fand eine freie Eckbank gleich neben der Tür. Sie bestellte eine kleine Portion fränkischen Sauerbraten und eine Flasche Mineralwasser. Während sie auf das Es-

sen wartete, kreisten ihre Gedanken um die gegenwärtige Situation.

Sie empfand es als großes Glück, als Kriegsflüchtling aus der Ukraine so schnell und unbürokratisch eine vorübergehende Bleibe gefunden zu haben. Den Entschluss, mit Aleksandra nach Deutschland zu fliehen, hatte sie bereits vor Monaten gefasst, gleich nachdem ihr Mann im Krieg gefallen war und sie erfahren hatte, wohin ihr Junge angeblich gebracht worden war. Aber erst vor zwei Wochen ergab sich eine konkrete Mitfahrgelegenheit. Nach einer zwei Tage langen Busfahrt von Kiew über Bratislava waren sie völlig übernächtigt am Busbahnhof im Stadtzentrum von Würzburg angekommen. Die Stadtverwaltung hatte sie sogleich in einer ehemaligen Malerwerkstatt untergebracht. Es gab zwei Schlafräume, ein Bad und eine winzige Küche.

Einen Schlafraum teilte sie sich mit ihrer Tochter, in dem anderen wohnte Olena mit ihrer achtjährigen Tochter und ihrer 65-jährigen Mutter. Sie stammten aus der Gegend von Bachmut und waren glücklicherweise noch rechtzeitig vor Putins Schlächtern aus der Region geflüchtet. Die Chemie stimmte von Anfang an innerhalb ihrer kleinen Schicksalsgemeinschaft.

Sie holte den Zettel mit dem Namen aus der Tasche und legte ihn vor sich auf den Tisch.

Anna und Konrad Jonasson.

Was für ein Glück hatte sie doch gehabt, diesen Namen mit einer Anschrift überhaupt herausbekommen zu haben.

Eine ihrer Freundinnen arbeitete bei *Geno-Tech* in der Verwaltung und erzählte ihr von dem Hackerangriff auf das Datensicherungssystem der Klinik. Für 36 Stunden waren alle Patientendaten ungeschützt im Netz verfügbar gewesen, dann hatten die Techniker das Datenleck geschlossen. Und ausgerechnet dieser unsympathische Martin hatte ihr die hochsensiblen Daten weitergegeben!

Aber die Anschrift stimmte nicht mehr, wie sie über eine Freundin bereits herausgefunden hatte. Wahrscheinlich

war die Familie umgezogen und die Hamburger Anwältin würde schnell die neue Adresse in Erfahrung bringen.

Aber war es wirklich richtig, was sie am Ende tun wollte? Sie wusste es nicht.

Die bösen Gedanken an die Gefühle der Wunscharten und wie es ihnen wohl gehen würde, wenn sie vor der Tür stünde und ihr Kind herausverlangte, ließ sie gar nicht erst aufkommen.

Sie hatte bisher noch nicht mit vielen Menschen über ihre Absichten gesprochen. Aber alle, die davon erfahren hatten, waren der Meinung, dass ihr Vorhaben nicht gelingen würde.

Trotzdem würde sie das nicht von ihrem Plan abbringen. Sie musste ihren Seelenfrieden wiederfinden.

Um jeden Preis.

Und dazu war es notwendig, alles Erdenkliche zu versuchen, um ihren Sohn das erste Mal in die Arme nehmen zu können.

Es war kurz nach zwanzig Uhr, als sie das Lokal verließ, denn sie hatte Olena versprochen, spätestens um einundzwanzig Uhr wieder zurück zu sein.

Sie trat vor die Tür des Gasthauses und schüttelte sich. Das Wetter hatte umgeschlagen und sie zog zuerst die Kapuze vor das Gesicht. So wie es aussah, würden Wind und Regen den Heimweg ungemütlich werden lassen.

Sie bog in die Domstraße ein und nach wenigen Metern stand sie vor der *Alten Mainbrücke*. Am gegenüberliegenden Ufer thronte hell erleuchtet hoch oben die Festung Marienberg. Der Wind peitschte den Regen gnadenlos über das Kopfsteinpflaster und weit und breit war keine Menschenseele zu entdecken. Nur die zwölf Brückenheiligen, die das Würzburger Wahrzeichen seit fast drei Jahrhunderten bewachten, trotzten dem Wetter.

Sie zog ihre Kapuze fester vor das Gesicht und marschierte los. Als sie etwa die Brückenmitte erreicht hatte,

bemerkte sie, dass zwei Brückenlaternen ausgefallen waren und das Licht merklich schummrig wurde. Das silbrig glänzende Wasser des Flusses gab der Szenerie eine gespenstische Note.

Sie blieb vor der *Patrona Franconiae*, der Heiligen Jungfrau Maria, stehen und blickte ehrfürchtig an ihr hinauf. Dann trat sie seitlich neben die Statue auf einen kleinen Sockelvorsprung. Rechts unter ihr, sechs Meter tief, rauschte der Main in Richtung der Rheinmündung.

Sie legte die gefalteten Hände auf den Sockel und sprach ein stilles Gebet. Dabei schloss sie die Augen und dachte an ihren kleinen Jungen, wo immer er sich auch gerade befand.

Plötzlich merkte sie hinter sich eine Bewegung.

Sie drehte sich um.

Es war ein Schatten.

Wie aus dem Nichts war er hinter ihr.

Den festen Griff um ihre Fußgelenke nahm sie noch wahr. Dann flog ihr Körper mit einem Schwung über die Brüstung. Noch bevor sie auf dem Wasser aufschlug, prallte ihr Schädel auf den Sockel des Brückenpfeilers.

Die Dunkelheit war wie eine Erlösung.

Der A320 von *Swissair* landete pünktlich auf dem Flughafen Zürich. Die butterweiche Landung hätte in jedem Ferienflieger lautstarken Beifall ausgelöst, wohingegen die vornehmlich aus Geschäftsleuten bestehenden Passagiere den gekonnten fliegerischen Akt nur mit einem gelassenen Kopfnicken quittierten. Als die Maschine ihre Parkposition vor dem Terminal erreichte, schaltete Katharina auf ihrem Handy den Flugmodus aus. Neunzig Minuten offline und das Postfach quoll über. Die meisten E-Mails waren jedoch unwichtig und mussten nicht kurzfristig be-

arbeitet werden. Die wenigen, die dringend waren, würde sie gleich auf der Fahrt nach Solothurn beantworten müssen, wenn sie ein entspanntes Wochenende genießen wollte.

In der Empfangshalle empfingen sie die jungen Leute mit einem selbstgemachten Schild, auf dem mit großen Lettern

FERRI-SHUTTLE

stand. Sie konnte sich ein lautes Lachen nicht verkneifen und nahm als Erstes Ramon kräftig in den Arm. Sie fand, er war in der Woche, in der sie ihn nicht gesehen hatte, schon wieder ein Stück gewachsen. Und vor allem schien er insgesamt muskulöser geworden zu sein. Wahrscheinlich sind die Jungs ständig im Krafraum, sagte sie sich.

Während sie Noah ebenso herzlich begrüßte, stellte Ramon ihr das Mädchen vor, welches etwas schüchtern hinter den beiden Jungs wartete.

»Das ist Cecilia. Ihren Eltern gehört ein Großteil der Alpen«, witzelte Ramon, während er sich Katharinas Handkoffer schnappte. Das junge Mädchen, das auf den Namen Cecilia hörte, gab Ramon einen Klaps auf den Hinterkopf, was dieser mit einem »Na, stimmt doch« kommentierte. Sie war ein zierliches Persönchen mit einem hübschen Gesicht und blonden, glatten Haaren, die ihr fast bis zur Hüfte reichten. Sie trug knallenge Jeans, ein weißes Poloshirt und eine hellblaue Daunenweste.

Katharina hatte schon von Beat erfahren, dass Noah seit ein paar Wochen eine Freundin hatte, kannte aber keine Einzelheiten. Sie freute sich darauf, heute Abend von Beat auf den neuesten Stand gebracht zu werden.

Die jungen Leute waren mit dem Jeep von Beat gekommen, denn Noah war seit wenigen Tagen in Besitz des unbeschränkten Fahrausweises und brauchte keine Begleitperson mehr. Katharina setzte sich direkt hinter Noah auf den

Rücksitz, woraufhin Cecilia, ohne weiter zu fragen, auf den Beifahrersitz rutschte.

»Es tut mir leid, aber ich muss eben noch ein paar E-Mails beantworten, aber dann stehe ich euch zur Verfügung«, sagte Katharina und tippte die nächste halbe Stunde konzentriert in ihr Handy, denn sie wollte ihren Job erledigt haben, wenn sie bei Beat angekommen war.

Sie war sich sicher, er würde etwas Köstliches zum Abendessen vorbereitet haben.

Noah fuhr ausgesprochen souverän und nach etwa der Hälfte der Fahrstrecke klappte sie das Handy zu und wandte sich an die jungen Leute.

»So, das war's. Nun erzählt doch mal, was am Wochenende auf dem Programm steht«, sagte sie.

»Heute Abend sind wir in der Schule. Die Schulband gibt ihr jährliches Konzert und die sind echt super. Cecílias Bruder bearbeitet in der Band die Schießbude, ist ein cooler Drummer. Und morgen ist noch schulfrei, denn es müssen irgendwelche Stemmarbeiten in der Aula gemacht werden. Wir hatten vorgestern einen Wasserrohrbruch«, antwortete Noah.

Katharina lächelte. Wenn sie ehrlich war, freute sie sich auf einen Abend der Zweisamkeit mit Beat.

»Ich geh vielleicht noch zu einem Fußballkumpel, mal sehen«, grummelte Ramon vor sich hin.

Nach gut einer Stunde Fahrzeit erreichten sie ohne größere Verkehrsbehinderungen Solothurn. Das große Tor stand offen, und als sie die Auffahrt hochfuhren, kam Beat gerade aus der Remise mit einem Zuber Holz über den Hof gelaufen. Er stellte das Korbgefäß ab und wartete, bis Katharina ausgestiegen war. Noah, Ramon und Cecilia verschwanden grinsend im Haus, wobei sich Ramon ein leises Frotzeln über »wahre Liebe« nicht verkneifen konnte. Offenbar hatte er vor Cecilia und Noah seine Rolle noch nicht ganz gefunden.

Nach einer etwas längeren, aber zärtlichen Begrüßung nahm Beat seinen Holzzuber wieder hoch und sie gin-

gen ins Haus. Im Flur stellte er den Korb an der Tür zum Wohnbereich ab.

»Dass wir heute Abend alleine sind, hast du von den dreien sicherlich schon während der Fahrt gehört. Die gehen gleich zu einer Schulveranstaltung und wollen noch vorher in eine Pizzeria in der Altstadt. Meine Küche ist ihnen nicht mehr gut genug.«

Er machte eine Pause und nickte in Richtung Souterrain.

»Die sind schon recht selbstständig, die Herrschaften da unten. Aber das ist ja auch gut so«, ergänzte er mit einem ernsten Unterton.

Katharina schmiegte sich wortlos an ihn und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Es war schön, dass sie keine Worte brauchte, um auch nach mehreren Tagen der Trennung sofort wieder ein Gefühl der Vertrautheit und Geborgenheit zu spüren. Sie freute sich auf einen Abend voller Zweisamkeit.

Nach einem Moment, der ihr ewig erschien, aber eigentlich noch den ganzen Abend hätte andauern können, löste sie sich von ihm und schnappte sich ihren Handkoffer.

»Ich bringe mal eben meine Sachen nach oben und mache mich etwas frisch. Was hast du denn eigentlich für uns heute Abend gezaubert, mein Schatz?«, fragte sie.

»Es gibt zur Feier des Tages mal wieder unser heimisches Raclette und dazu einen gut gekühlten Schweizer Gutedel. Das hast du doch immer gerne gegessen und wir hatten es lange nicht mehr. Es ist auch alles fertig. Sieh zu, dass du wieder runterkommst«, rief er ihr hinterher.

Während Katharina die Treppe hochging, lief ihr schon das Wasser im Mund zusammen, wenn sie nur an den herzhaften Käse und den schmackhaften Weißwein dachte.

Nach einer halben Stunde saßen sie am Esstisch und während der Raclette-Grill über dem halben Käse-Rad seine Arbeit aufnahm, entkorkte Beat den Gutedel.

Noah, Ramon und Cecilia hatten ziemlich schnell wieder das Haus verlassen und waren mit dem Bus in die Stadt

gefahren. Katharina hatte kurz überlegt, ob sie Ramon eine Zeit mitgeben sollte, aber nachdem Beat mit einem »Kommt nicht so spät.« vorgeprescht war, verkniff sie sich eine genaue Uhrzeit. Es schien, als hätte Beat mit den Jungs in den zurückliegenden zwei Monaten eine funktionierende Regelung getroffen, die wenige Diskussionen hervorrief. Da Ramon zudem im Moment in diesem Haushalt lebte, wollte sie nicht ohne größere Not dazwischen grätschen.

»Cecilia ist ein wirklich nettes Mädchen, was ich so auf den ersten Blick mitbekommen habe. Und sie scheint vor allem bei Noah auch nicht zu einnehmend zu sein. Die Anwesenheit von Ramon hat sie jedenfalls vorhin überhaupt nicht gestört«, sagte Katharina, als sie auf die beiden Jungs zu sprechen kamen.

»Noah ist ein bisschen hin- und hergerissen zwischen Fußball und Minnedienst, aber da muss er durch«, scherzte Beat.

»Und ihre Eltern? Ramon hat vorhin auf dem Flughafen so eine doofe Bemerkung über einen angeblich ziemlich großen Grundbesitz gemacht. Stimmt das denn?«, fragte Katharina.

»Na ja, den Eltern gehört hier im Kanton Solothurn einer der größten Biohöfe. Milchwirtschaft, Pflanzen und Ackerbau. Ich glaube, die haben ein paar hundert Hektar Land und Berge. Aber persönlich kenne ich die Eltern nicht. Aber Noah findet sie in Ordnung«, sagte Beat.

»Und Ramon? Wie kommt der mit der neuen Situation klar?«, wollte Katharina wissen.

»Das kann ich gar nicht so recht einschätzen. Er macht seit Kurzem öfters was alleine mit Akif, einem Schul- und Fußballfreund. Ich habe ihn einmal getroffen, er machte einen ordentlichen Eindruck. Und dann geht er seit zwei Wochen einmal in der Woche in den Kraftraum.«

»Ja. Das sieht man, finde ich. Bitte pass auf, dass er es nicht übertreibt, Beat. Ramon ist im Sport unheimlich ehrgeizig.«

»Ja, das mache ich schon. Vielleicht ist das aber auch nur eine momentane Laune«, sagte Beat.

»Du weißt doch, Ramon ist immer ziemlich verschlossen,

wenn ihm was nicht passt. Er öffnet sich nur schwer. Aber ich rede mal mit ihm, wenn die Situation es hergibt«, sagte Katharina.

Beat schaute ihr in die Augen.

»Wenn ich ehrlich bin, habe ich ein wenig Angst davor, wenn Ramon wieder in Hamburg ist und Noah sich mehr um seine Freundin kümmern soll. Ob das gutgeht, weiß ich nicht.« Er zuckte fragend mit den Schultern. »Am besten bleibt ihr beide für immer hier, dann stellen sich die Fragen gar nicht erst.« Noch bevor er den Satz beendet hatte, hob er entschuldigend beide Hände. »Ich weiß, ich weiß. Fal-sches Thema. War nur scherzhaft gemeint.«

Katharina verkniff sich eine Antwort, denn sie wusste genau, dass die Bemerkung von ihm alles andere als scherzhaft gemeint war. Aber der Abend war zu schön, um dieses Thema wieder aufzuwärmen.

»Lass uns heute Abend über etwas anderes sprechen, Beat. Mit Herrn von Seilenstein hast du mir ja ein schönes Mandat vermittelt.«

Sie erzählte ihm oberflächlich von dem Auftrag, den er ihr erteilt hatte, und von dem Telefonat mit Benjamin Pistorius.

»Vielleicht muss ich mit ihm nach Kronstadt in Siebenbürgen reisen, wenn sich dort tatsächlich noch Nachkommen dieser Henriette Willberg auffinden lassen. Das ist ein ganz spannender Job, den der macht, wie ich finde«, schwärmte sie von den Erzählungen des Genealogen.

Beat grinste.

»Ich weiß nicht, ob du das wirklich machen solltest. Du bist in Wirklichkeit doch ein Angsthase, mein Schatz. Siebenbürgen liegt, glaube ich, direkt an den Karpaten. Da, wo Dracula als Untoter immer noch sein Unwesen treibt.«

»Ja, ja, du Spinner. Aber verrate mir doch mal, wie der Alte eigentlich zu seinem Vermögen gekommen ist. Das würde mich wirklich interessieren. Mir hat er erzählt, er hätte ein

Patent von seinem Vater geerbt, der in den letzten Kriegstagen bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen ist«, sagte Katharina, ohne ihrerseits die fürchterlichen Hintergründe der Herkunft des Vermögens der Reederei Willberg zu erwähnen. Diese wollte sie noch für sich behalten.

Vorerst jedenfalls.

»Also Genaues weiß ich wirklich nicht«, fing Beat an zu erzählen, »aber so ganz astrein soll es wohl nicht mit seinem Vermögensaufbau gelaufen sein. Damals, als ich noch bei der Großbank hier in Zürich war, hieß es, er habe in den Fünfziger- und Sechzigerjahren regelmäßig viel Geld aus Südamerika erhalten.« Er holte tief Luft. »Man hat gemunkelt, es stamme von ehemaligen Nazis, die sich dort versteckten und für die er von hier aus ihre Finanztransaktionen abgewickelt haben soll. Zu jener Zeit war das Schweizer Bankgeheimnis ja noch intakt, wenn du verstehst, was ich meine.«

Katharina erinnerte sich, dass noch bis in die 2010er Jahre hinein die Schweizer Bankinstitute weltweit für Wirtschaftskriminelle jeglicher Art regelrechte Trutzburgen gewesen waren.

»Aber Genaues weiß ich wirklich nicht. Das waren damals wilde Gerüchte. Und außerdem ist das alles ewig lange her.«

Katharina schaute auf ihr Handy, denn sie hatte eine Nachricht erhalten.

Sie schaute auf die Uhr. Es war kurz nach zweiundzwanzig Uhr.

Widerstrebend öffnete sie die E-Mail. Sie war von Daria Galinska.

Man hatte ihre Schwester tot aufgefunden.

Sie war in Würzburg von einer Brücke gefallen und die Polizei ging von einem Suizid aus.

Die letzten Worte ihrer Nachricht waren:

»NIEMALS HAT SICH MEINE SCHWESTER UMGEBRACHT! NIEMALS. SIE MÜSSEN MIR HELFEN. BITTE!«